

Moralisch, missionarisch, mystisch ...

(Oder: Von einem, der auszog, nicht mehr das Fürchten zu lehren

Die Perspektive eines Lehrers

Diese drei »Ms« haben mich, als ich jung war, ähnlich geschreckt wie viele Frauen die drei »Ks« von Kinder, Küche, Kirche. »Moralisch«, das klang für mich nach »verbiestertem Zeigefinger«, »missionarisch« war ätzend aufdringlich und »mystisch« irgendwie schräg und versponnen. Mein »ganzer Weg« der zaghaften Annäherung an diese drei Begriffe beschreibt meine Entwicklung zum »halbwegs« guten Religionslehrer ... Fangen wir mal hinten an. Ja, ich halte mich für einen ganz guten Religionslehrer. Erstes Indiz: Die Kinder mögen mich, obwohl ich ganz schön anstrengend bin. Natürlich habe auch ich Glück, wenn sie mir »Guten Tag« sagen auf dem Schulhof oder wenn wir uns in der Stadt treffen, aber so sind die jungen Leute heute halt. Obwohl »cool« in ihrer Sprache ja den Superlativ ihrer positiven Wertungsskala darstellt, sind sie's auch durchaus im Umgang miteinander und erst recht mit uns Lehrern. Es wird wohl nie aufhören, irgendwie eine Kampfbeziehung zu sein, das Lehrer-Schüler-Verhältnis. Warum mir wichtig ist, dass sie mich mögen? Weil ich mich anbiedern möchte und jung wirken? Nein. Mein Alter war mir bisher egal. Ich laufe zurzeit am Stock, weil ich bald eine neue Hüfte bekommen werde, und bis vor kurzem trug ich eine hundert Jahre alte, runde Brille, die selbst damals schon aus der Mode war. Warum die Leute sich trotzdem wundern, dass ich nächstes Jahr fünfzig werde und gerade Silberhochzeit gefeiert habe, weiß ich nicht, aber es gefällt mir natürlich. Die Kinder und Jugendlichen sollen bei mir im Religionsunterricht ein bisschen spüren, wenigstens etwas ahnen von der Liebe Gottes und dass diese Christenreligion sich und sie nicht in absonderlichen Theorien erschöpft.

Um mich herum gibt es immer noch den ReligionslehrerInnentypus, vor dem die Kinder Angst haben, weil ihre Strenge bitterer und unerbittlicher ist als die »Konsequenz«, die diese KollegInnen als Begründung für ihren harten Stil vorgeben. Nein. Ich will die Kinder und Jugendlichen in Religion nicht mehr das Fürchten lehren. Nicht mal vor Gott, auch wenn ich seine dunklen Seiten nicht verschweige und Dogmatiker Bände über die »Gottesfurcht« schreiben. Aber das Fürchten vor dem ReliUnterricht und seinen PädAgenten, das ist mir ein Skandal. Wenn mir die Kinder dann stöhnend oder die Jugendlichen voll echter Verachtung aus diesem »konsequenten« Unterricht erzählen, bestärkt es mich in meiner Milde

und Gnade und mancher Inkonsequenz. Ja, ich komme oft im Stoff nicht weiter, weil wir ins Erzählen kommen und weil ich auch den Dritten, der das Gleiche sagen will, manchmal noch drannehme. Und weil ich mich beim Stoff immer wieder frage, warum ist es gut, hilfreich und beglückend, dass meine SchülerInnen sich mit diesem oder jenem beschäftigen sollen. Diese Frage ist ein äußerst harter Maßstab, verehrte KollegInnen, wenn wir damit ernst machten als didaktischem Schlüssel. Außerdem danke ich dem lieben Gott immer wieder für die Gnade, die er mir schenkt, dass ich diese »realvegetierenden« Kinder und Jugendlichen im Religionsunterricht von heute immer noch wirklich gern habe. Dafür kann ich nichts, wirklich! Und auch bei den Kindern und Jugendlichen sind genügend dabei, die es einem ja nicht gerade leicht machen. Trotzdem. Ihnen die Sympathie nicht aufzukündigen, darin liegt für mich unendlich viel vom »guten Religionslehrer«. Es gibt, glaube ich, zu viele Leute an unseren Schulen, die LehrerInnen geworden sind, weil sie Englisch lieben oder Physik und nicht, weil sie Kinder lieben. Und ihnen innen und außen beim Wachsen zuschauen und vielleicht ein bisschen helfen wollen. Ich unterrichte jetzt seit 1978. Damals war ich einundzwanzig und finanzierte mit einem Acht-Wochenstunden-Lehrauftrag mein Theologiestudium. Nächstes Jahr bin ich 25 Jahre im Kirchendienst. 17 Jahre davon in religionspädagogischer Mehrdimensionalität. Zum Jubiläum werde ich ein feines Sammelsurium von ehemaligen SchülerInnen einladen, mit denen ich heute richtig befreundet bin. Auf Klassenstärke komme ich nicht, aber immerhin. Wie es (bzw. wie er immer noch) aussieht, wird übrigens auch mein eigener Religionslehrer aus dem Gymnasium von damals dabei sein, einiges über Achtzig, aber immer noch »Konzilianter« als mancher Mittvierziger von heute. Während einer Lateinarbeit gab er uns z.B. irgendwann den deutschen Text mit dem Auftrag: »Genug übersetzt. Schreibt jetzt eine Interpretation, damit ihr etwas lernt von einer untergegangenen Kultur für eine, die gerade untergeht!« Ich freue mich sehr auf das Treffen mit meinen SchülerInnen und meinem Lehrer. Soviel zum sich Mögen als erstem Indiz des halbwegs guten Religionslehrers.

Die andere große Klippe, neben der Angst, die ich vermeiden möchte, ist die Langeweile! Nicht umsonst ist ihr Begleitadjektiv »tödlich«. Nachdem bestimmte Formen der Korrelationsdidaktik inzwischen abgewirtschaftet zu haben scheinen, gibt es ihn wieder häufiger, den »abgehobenen« Religionsunterricht als »geschlossenes Denksystem« segmentierter Erfahrung mit hermetischem (nein, leider nicht hermeneutischem) Fachjargon. »Geschlossenes System«, für mich »geschlossen« wie eine bankrotte Denkfabrik. Gut, die Vernunft hat gesellschaftlich offensichtlich ja ebenfalls abgewirtschaftet, aber nicht mal mit irrationaler Esoterik und ersatzreligiösem Sport- oder Starkult kann die von uns vorgestellte Religion konkurrieren. Ich weiß auch nicht, ob ich das wirklich wollte. Aber es ist schon fatal, dass uns ein existentielles »Halleluja« eher aus

der »Commerzbank-Arena« von Eintracht Frankfurt entgegenschallt als aus dem Limburger Dom.

Ob ich es in diesem Punkt bis zum handfest-nachweislichen zweiten »Indiz« des »guten Religionslehrers« bringe oder ob es nur bei »Spurenelementen« bleibt? Ich weiß nämlich, ehrlich gesagt, nicht genau, ob ich es schaffe, meine SchülerInnen existentiell zu berühren mit meinem Religionsunterricht. Sehr gut läuft meistens alles Philosophische! Wirklich »göttlich« in einer siebten Klasse kürzlich die Debatte, ob es das Nichts gibt! Oder ob das Böse nicht vielleicht nur das »kranke Gute« ist? Und Hass eine Zerrform der Liebe? In einer anderen Klasse haben wir über den Unterschied von »Glück haben« und »glücklich sein« gesprochen. Am Ende fasst eine Schülerin mit eigenen Worten zusammen: »Dann ist Glück haben ja eigentlich nur ein »kaltes« Glück.« Das alles geht wunderbar. Und ein feines Qualitätsmerkmal für meinen RU lieferte mir die Kollegin, die im neuen Schuljahr eine Klasse von mir übernahm und von Schülern etwas ächzend gefragt wurde: »Muss man bei Ihnen auch immer denken?«

Umso schmerzlicher empfinde ich immer wieder mein Scheitern, den gleichen SchülerInnen einen für sie »attraktiven« Jesus vorzustellen und dieser Gestalt für sie aktuelle Dimensionen abzugewinnen. Als wir jung waren, haben wir stark auf den »Revoluzzer-Jesus« reagiert. Heute »zieht« bestenfalls der »Heiler«, aber erst bei weiblichen Erwachsenen ab fünfundzwanzig! Zurzeit habe ich es irgendwie aufgegeben, in die Lebenswelt heutiger Jugendlicher hinein, zwischen sehnsuchtsvollen Fantasyspielen am Computer, Ballack- und Schumacher-Idolisierungen und »Du-musst-ein-Schwein-sein-Coolness« einen Superstar- oder Looser-Jesus zu vermitteln.

Ja, meine realen Probleme mit dem Scheitern dieses eher »protestantischen« Jesuskurses haben mich in den letzten Jahren wieder »katholischer« werden lassen in meinem Religionsunterricht! Das macht die zögerliche, aber sanft-stetige Annäherung an diese drei Ms.

Seitdem ich als Hobby Kirchenkabarett betreibe, habe ich mich versöhnt mit dem Moralischen an Kirche und Christentum. Seitdem die Satire mich lehrt, dass Moralität nichts mit sauertöpfisch-nörgelnder Zeigefingeri und auch nicht unbedingt mit der Leib- und Lustfeindlichkeit meiner Jugend zu tun haben muss, sondern durchaus mit und durch Humor zu lernen ist, seitdem kann ich meine Kirche – in all ihrer Zerrissenheit zwischen Anspruch und Wirklichkeit – wieder viel aktiver als anzustrebendes Sozialgefüge gelebter Religion und wieder zu belebender Rituale in meinen Religionsunterricht einbringen. Und zwar über den engen moralischen Rahmen einer auf Ethik reduzierten Religion hinaus: Kirchenraumpädagogik, Sakramentalität, »dezenzte«, aber zunehmende Formen von Frömmigkeit z.B. mit Musik und bildender Kunst (mein geliebter Michelangelo!) usw., dabei aber nicht den sozialen Anspruch verlierend und erst recht nicht einen »frommen« gegen diesen ausspielend. Es tröstet mich dann etwas über die »Jesus-Niederlage« hinweg, wenn ich in

der gleichen Lerngruppe mit meinem Lieblingsheiligen Phillip Neri »landen« kann.

Ich vertrete auch wieder einen »missionarischen« Religionsunterricht, der auch früher immer nur dann wirklich »missionierend« war, wenn er eben nicht dogmatisch-demagogisch daherkam und manipulativ mit drei Katechismussätzen die Abgründe des Lebens überspringen wollte. Aller Unterricht darf und muss »missionarisch« sein! Der Englischlehrer ist kein Sprachklompner, sondern ein Werbeagent für das Englische als kulturelle Lebensart. Der gute Physiklehrer darf und wird Leidenschaft für die Naturwissenschaft wecken, und der Sportlehrer kommt überhaupt erst in der Oberstufe mit der Theorie, davor herrscht »reine Praxis«!

Und mein Religionsunterricht!? Wir Lehrer und unsere SchülerInnen sind etwas müde geworden in problemorientiertem Unterricht. Nicht nur der »Zorn über die Niedrigkeit«, sondern auch deren Pädagogisierung »macht die Stimme heiser«. Ich habe neu und mehr begonnen, sozusagen gegen die Niedrig-Widrigkeiten des Lebens, von seiner Heiligkeit zu sprechen und vom Geheimnis zu erzählen, das Gott und das Leben und die Liebe für mich immer noch und immer wieder bedeuten. Unsere Kirche hat viel zu lange »exklusiv«, das heißt »ausschließend« vom Heiligen gesprochen, »wer es fassen kann, der fasse es« und wer nicht, der hatte halt verloren und war »draußen«. So haben wir »Fernstehende«, »Rand-« und »Auswahlchristen«, »Weihnachtskirchgänger« produziert. Wir haben Geheimnistuerei und Geheimniskrämerei geübt, statt andere »einzuweihen« in »unser« Geheimnis! Zum Geheimnis wird der Glaube nicht dadurch, dass man seinen Inhalt nicht kennt, sondern dadurch, dass wir den Glauben als etwas uns Kostbares und uns Bewegendes (mit)teilen und ihn so heilig halten und unter den »geschützten Bedingungen« von Freundschaft anderen davon erzählen, nicht tratschhaft und marktschreierisch. Klar, ich vertrete einen vernunftorientierten Glauben. Aber auch mir ist es inzwischen einfach zu flach, aus der »Brotvermehrung« zum Beispiel nur moralisierend ein »Wunder des Teilens« zu machen. Ein bisschen mehr Geheimnis darf schon sein. Vielleicht wird dann sogar auch Jesus wieder jemand anderes als nur dieser »naive Gutmensch«, der bei den SchülerInnen eher kopfschüttelndes Mitleid weckt statt Faszination. Für solchen »mystischen« Religionsunterricht finde ich meine SchülerInnen offen. Manchmal.

Stefan Herok ist Religionspädagoge in der Schulabteilung des Bistums Limburg und Kirchenkabarettist.